



Aethiopia 11 (2008)

International Journal of Ethiopian and
Eritrean Studies

ALEXANDER KELLNER, Universität München

Review

DAVID TURTON (ed.), *Ethnic Federalism. The Ethiopian Experience in Comparative Perspective*

Aethiopia 11 (2008), 291–294

ISSN: 1430–1938

Published by

Universität Hamburg

Asien Afrika Institut, Abteilung Afrikanistik und Äthiopistik

Hiob Ludolf Zentrum für Äthiopistik

Reviews

literature regarding the Italian side, the side of those vanquished at °Adwa. Throughout contemporary Africa the writing of history has been assigned a major role in establishing the basis of citizenship and is part of the nation-building process. From an Africanist historical perspective, the interest of this collection lies in a reading that plunges into ideological interpretations and represents one of the multiple political narratives within the Ethiopian cultural landscape.

Federica Guazzini, University of Siena

DAVID TURTON (ed.), *Ethnic Federalism. The Ethiopian Experience in Comparative Perspective* = Eastern African Studies. Oxford: James Currey – Athens, OH: Ohio University Press – Addis Ababa: Addis Ababa University Press, 2006. 320 S. Preis: US-\$ 49,95. ISBN: 0-8214-1696-0

Es gibt etliche westliche Staaten, in denen Minderheiten leben, die sich als eigene "Nation" begreifen. Deren Forderungen nach mehr Selbstbestimmung wurden von den Regierungen in der Vergangenheit nicht selten gewaltsam unterdrückt. Mittlerweile hat sich die Situation jedoch komplett verändert. Selbst das in einer zentralistischen Staatstradition stehende Großbritannien hat kürzlich den Walisern und Schotten gewisse Autonomierechte zugestanden. Der Trend hin zu mehr Föderalismus ist im Westen also unverkennbar und mittlerweile ist er auch nach Afrika gelangt. Dort begegnet man föderalistischen Modellen allerdings mit großer Skepsis, was nicht nur für die politischen Eliten, sondern für weite Kreise der Bevölkerung gilt. Auch das jüngste afrikanische föderalistische "Experiment", der nach ethnischen Kriterien organisierte Föderalismus in Äthiopien, der Thema des zu besprechenden Sammelbandes ist, wird im Lande selbst äußerst kritisch bewertet.

Alle Autoren sind sich darin einig, dass das "äthiopische Experiment" einen Fortschritt gegenüber den in der Vergangenheit praktizierten zentralistischen Systemen unter der Ägide eines dominanten Staatsvolks darstellt. Die Autoren sind sich aber auch darin einig, dass der gegenwärtige äthiopische Föderalismus in konzeptioneller wie auch praktischer Hinsicht erhebliche Demokratiedefizite und innere Widersprüche aufweist.

Die Diskussion über den äthiopischen Föderalismus, so David Turton in der Einleitung, weise zwei Mängel auf, denen dieser Sammelband begegnen wollte: Dieser werde häufig isoliert betrachtet, d.h. es fehle eine Einbettung in einen größeren historischen und komparativen Kontext, was ein tieferes Verständnis des äthiopischen Modells verhindere. Andererseits sei das äthiopische Beispiel noch nicht für die allgemeine Debatte über Föderalismus als

Konzept und die Frage, wie Staaten am besten mit ethnischer Diversität umgehen sollten, fruchtbar gemacht worden. Darüber hinaus seien die Autoren gebeten worden, sich in ihren Aufsätzen auch mit den ganz praktischen Auswirkungen desselben auf das Leben der "Normalbürger" zu beschäftigen.

Der Hintergrund, vor dem das "äthiopische Experiment" diskutiert wird – und hier zeigt sich das grundlegende Erkenntnisinteresse des ganzen Buches –, ist die Frage, inwiefern der äthiopische Föderalismus reformiert werden muss, damit Äthiopien als Staatsgebilde nicht auseinanderbricht. Ein solches Erkenntnisinteresse ist durchaus legitim, nur wird es im ganzen Buch nirgends problematisiert. Besonders deutlich zum Vorschein kommt es bei Merera Gudina: "If the Oromo were to secede, taking away the heart of Ethiopia in the process, it is not difficult to imagine that this would mean the end of Ethiopia altogether" (S. 125). Das erklärt auch, warum Merera Gudina den Sezessionsbestrebungen gewisser Oromo-Gruppen zielstrebig die Legitimationsgrundlage zu entziehen versucht: Aufgrund der kulturellen Durchmischung der Oromo mit anderen Gruppen könne die Grenze zwischen Oromo und Nicht-Oromo nur schwer gezogen werden. Außerdem hätten sich Oromo an der gewaltsamen Expansion des äthiopischen Kaiserreichs beteiligt, weshalb die Oromo "part of the conquerors as well as the conquered" gewesen seien (S. 125). Mit derselben Argumentationslogik könnte man auch den Afrikanern eine Mitschuld am Sklavenhandel zuschieben, kollaborierten doch etliche einheimische Chiefs mit europäischen Sklavenhändlern.

Die historischen Bedingungen, unter denen sich im Westen föderalistische Modelle durchsetzen konnten, sind Will Kymlicka zufolge in Afrika respektive Äthiopien so nicht gegeben. Kriege zwischen den westlichen Nationen seien durch deren Einbindung in übernationale Organisationen nach dem 2. Weltkrieg unmöglich gemacht worden. Deshalb müssten die Staaten nun auch nicht mehr befürchten, ihre Minderheiten könnten sich mit "feindlichen" Nachbarn verbünden, so dass Forderungen nach mehr Autonomie keine Gefahr mehr für die nationalstaatliche Sicherheit darstellten. Hinzu komme, dass alle Beteiligten – sowohl Staat als auch Minderheiten – liberale Rechtsnormen anerkannten und ein Konsens über das Verfahren legitimer Rechtsetzung und Machtausübung herrsche. Demgegenüber seien die Beziehungen afrikanischer Staaten zu ihren Nachbarn häufig angespannt, so dass Regierungen, sobald Minderheiten auf ihrem Territorium mehr Autonomie forderten, an deren Loyalität zum Staat zweifelten und den Bestand der territorialen Grenzen in Frage gestellt sähen. Grundsätzlich problematisch sei, so Kymlicka, dass die äthiopische Regierung den verschiedenen Gruppen eine ethnische Identität von oben verordnet habe, und zwar nach einem sterilen Zensusverfahren, das sich vornehmlich an linguistischen Kriterien orientierte. Vor allem den fluiden und multiplen Gruppenidentitäten im Süden, deren Komplexität die Regierung bis heute

nicht begriffen habe, so Christopher Clapham und Sarah Vaughan, könne ein solches rigides Verfahren nicht gerecht werden. Gideon Cohen weist darauf hin, dass man auch keine klaren Sprachgrenzen ziehen könne. Es gebe etliche sprachliche Mischformen (z.B. zwischen dem Oromo und dem Somali), welche von der Regierung einfach ignoriert würden. Stattdessen werde eine Standardisierung der einzelnen Sprachen gefördert, was wiederum zu einer Verarmung der Sprachenvielfalt führe.

Die Regierung, sagt Vaughan, gehe von der Annahme aus, Gruppenzugehörigkeiten ließen sich von außen objektiv bestimmen. Dieses "materialistisch-positivistische" Verständnis von Ethnizität, wie es übrigens auch im sowjet-marxistischen Vielvölkermodell anzutreffen gewesen sei, produziere aber erst die "Ethnien", die man objektiv festgestellt zu haben glaubt: Weil die staatliche Ressourcenzuteilung über die ethnisch basierten Regionen und Zonen abgewickelt werde (was mehrere Autoren kritisieren), setzten sich lokale Eliten für die Anerkennung ihrer Herkunftsgruppe als Ethnie ein und forderten für sie eine eigene Zone oder Special Wäräda. Die dynamischen Gruppenbildungsprozesse, die hierdurch angestoßen werden, werden in den sehr informativen Fallbeispielen von Vaughan (Wäläytta, Käfa-Šeka) und Dereje Feyissa (Gambella) dem Leser anschaulich vor Augen geführt. Dass die Gewährung von Autonomierechten mit der Zuweisung eines ethnisch-exklusiven Territoriums verschränkt ist, sehen Clapham und Dereje Feyissa als äußerst misslich an, denn dadurch würden die anderen auf dem jeweiligen Territorium lebenden Gruppen zu Minderheiten gemacht und der Kampf um die "state ownership" angefacht, der sich, wie die Beispiele aus Gambella sowie Wäläytta und Käfa-Šeka zeigen, nicht selten gewaltsam entlädt.

Ist das äthiopische Föderalismusmodell also als gescheitert zu betrachten? Weniger der Föderalismus per se sei das grundsätzliche Übel, so der Tenor der Autoren, sondern die De-facto-Einparteiherrschaft der EPRDF, welche eine wirklich föderale Praxis verhindere. Zum Zwecke des Machterhalts greife die EPRDF auf überkommene zentralistische und hegemoniale Herrschaftsmuster zurück, was wiederum die Opposition entsprechend radikalisiere (Merera Gudina, Clapham). Außerdem fehlten – von inneren Widersprüchen der äthiopischen Verfassung bezüglich der Kompetenzverteilung zwischen Zentralregierung und Regionen auf wichtigen Politikfeldern abgesehen (Assefa Fisseha) – tragfähige institutionelle Strukturen jenseits der EPRDF, die "interethnische" (Macht-)Konflikte moderieren und auch überleben könnten, wenn die Regierungspartei einmal abgelöst worden sein sollte (Assefa Fisseha, Dereje Feyissa).

Eine Lösung dieser Dilemmata – und hier kommen Rotimi Suberus Studie des nigerianischen und Rajeev Bhargavas Analyse des indischen föderalistischen Modells ins Spiel – könnte darin bestehen, die Gliederung der Zonen und Regionen nach ethnischen Prinzipien aufzuweichen. In Nigeria war man

Reviews

nach dem Biafra-Krieg bestrebt, eine konfrontative Blockbildung von Yoruba, Hausa und Igbo zu vermeiden, weshalb diese Gruppen administrativ auf mehrere Territorien verteilt wurden. Das indische Beispiel wiederum lehre uns, so Bhargava, dass ein funktionierender Föderalismus auf demokratische Spielregeln angewiesen sei, die von allen Beteiligten akzeptiert werden müssten.

Die Auswahl der Vergleichsstudien erscheint mir allerdings etwas willkürlich. Im Falle Nigerias argumentiert Turton, das dortige Föderalismusmodell sei das am längsten bestehende in Afrika, weshalb die hiermit gemachten Erfahrungen auch für Äthiopien interessant seien. Was Indien betrifft, fehlt eine explizite Begründung. Ich hätte mir z. B. eine Analyse des sowjetischen Vielvölkermodells gewünscht, zumal immer wieder Parallelen zwischen ihm und dem äthiopischen Modell gezogen werden, die allerdings leider nicht weiter vertieft werden.

Insgesamt sind die Beiträge dieses Sammelbandes sehr aufschlussreich. Hervorzuheben ist, dass die Probleme des äthiopischen Föderalismus an konkreten Beispielen besprochen wurden. Außerdem sind die Aufsätze gut geschrieben und viele von ihnen in einem engagierten Duktus gehalten, so dass die Lektüre nie langweilig wird.

Alexander Kellner, Universität München

IVO STRECKER – JEAN LYDALL (eds.), *The Perils of Face. Essays on Cultural Contact, Respect and Self-esteem in Southern Ethiopia* = Mainzer Beiträge zur Afrika-Forschung, Band 10. Berlin: Lit Verlag, 2006. 448 S. Preis: € 29,90. ISBN: 3-8258-6122-8

Die Mainzer Beiträge zur Afrika-Forschung unternehmen mit ihrem 10. Band Versuche zu den Themen Kulturkontakt, Respekt und Selbstachtung in Südäthiopien. Unter dem Titel "The Perils of Face" versammeln die Herausgeber Ivo Strecker und Jean Lydall auf über 400 Seiten (inklusive Anhang) 15 Artikel von durchschnittlich 20 bis 30 Seiten Länge in englischer Sprache. Das Buch ist in zwei Teile gegliedert: Teil 1 widmet sich in seinen vier Artikeln theoretischen und vergleichenden Untersuchungen, gefolgt von Fallbeispielen aus Südäthiopien in Teil 2. Dieser Teil ist wiederum in drei Abschnitte unterteilt, die die enthaltenen Artikel unter den inhaltlichen Aspekten 'Stolz und Widerstand in der Folge der Eroberung', 'Kampf, Freundschaft und Respekt zwischen Gleichen' und 'Frauen und ihr Streben nach Selbstachtung' zusammenfassen. Abgerundet wird dieses Buch durch einen thematischen und einen Namens- und Orteindex im Anhang, die beide sorgfältig bearbeitet wurden und das Buch zu einem sehr nützlichen Arbeitsmaterial machen. Jeder Artikel ist mit einer eigenen Bibliographie versehen.